

Die Tränen der Koreaner



„Es ist doch sowieso ein Wunder, dass dieses Land noch existiert, Koreaner sind zäh“, sagt die Sängerin und Performancekünstlerin Moon-Suk

Die Welt blickt nach Asien: Nordkorea droht mit einem Atomkrieg. In Berlin leben viele Südkoreaner. Viele wollen sich nicht öffentlich zur Politik äußern, aber sie wünschen sich, dass die Mauer in ihrem Land fällt – wie einst hier in Berlin



„Ich glaube noch immer an eine Einigung“: Yoon Young-kwan, ehemaliger Außenminister Südkoreas, forscht dieses Jahr an der Freien Universität



Der Tourismus-Experte für Nordkorea: Hong In Chol auf der Tourismus-Messe ITB

VON SÖREN KITTEL

■ Moon-Suk sitzt in einer Sauna in Berlin-Charlottenburg, sie ist mit einem Handtuch bekleidet, als plötzlich eine große blonde Frau hereinkommt und sie anspricht: „Sind Sie Chinesin?“ – „Nein.“ – „Japanerin?“ – „Nein.“ – „Aus Taiwan?“ – „Nein.“ Die blonde Frau fragt noch nach einigen anderen Ländern, schaut Moon-Suk dann irgendwann nur noch stumm an, aber kommt nicht auf dieses kleine Land Ostasiens, das so viele Gemeinsamkeiten mit Berlin hat: Südkorea.

Moon-Suk, die Opernsängerin, Performancekünstlerin, die wohl bekannteste Koreanerin Berlins, sagt heute: „Ich denke: Jetzt, wo Korea so sehr in aller Munde ist, würde so etwas sicher nicht mehr passieren.“ Sie meint damit nicht nur die aggressiven Äußerungen des nordkoreanischen „Großen Führers“ Kim Jong-un, sondern auch ganz konkret den Boom der koreanischen Kultur in Berlin, speziell der Restaurants. „Die koreanische Esskultur vereint uns“, sagt sie, „sie ist auch einer der Gründe für unser Land, stolz zu sein und weiterzumachen.“

Und richtig: Vor einigen Jahren gab nur das „Seoul Kwan“ in Steglitz als einziges koreanisches Restaurant in Berlin. Es ist sparsam eingerichtet, in der Ecke steht ein Fernseher, in dem immer eine koreanische Seifenoper läuft, das Essen ist nicht teuer, dabei sehr gut und der Service sehr persönlich. In den vergangenen Jahren aber haben rund zwölf weitere Restaurants aufgemacht, die meisten in Kreuzberg und Prenzlauer Berg. Allein um die U-Bahn-Station Eberswalder Straße herum gibt es derzeit vier Orte, an denen das koreanische Natio-

nalgericht im Steintopf („Bibimbab“) oder das koreanische Barbecue angeboten wird. Manche von ihnen sind auch ein Treff für Exil-Koreaner, um sich über Politik zu unterhalten – denn das, so sagen einige, könne man im Ausland besser.

Nur in der Öffentlichkeit wollen sich die wenigsten von ihnen äußern. Sie unterhalten sich lieber im Stillen über den Konflikt zwischen Süd- und Nordkorea, über die neue Präsidentin Park Geun-hye, die Tochter des ehemaligen Diktators, sie diskutieren die aktuellen Drohgebärden des 29-jährigen „Großen Führers“. Er wolle den Süden angreifen, er habe eine Atombombe. Sie reden über die Reaktionen der Vereinten Nationen sowie der USA, die darauf hindeuten, dass der Konflikt nach über 60 Jahren doch noch einmal aufbrechen könnte. Es ist eine unsichere Zeit gerade, und Berlin sei so weit weg. Doch andererseits ist es genau diese Stadt, die vielen Koreanern Hoffnung macht, denn hier ist vor 24 Jahren die Mauer zwischen einem kommunistischen und einem demokratischen Staat gefallen.

Moon-Suk ist genau im Jahr 1989 nach Deutschland gekommen. Sie studierte in Karlsruhe Musik und hatte eine sehr strenge Deutschlehrerin. „Ich weiß noch, sie war sehr dünn und hatte lange rote Haare und eine Brille.“ Unnachgiebig sei sie gewesen: Ich bin, du bist, ihr seid. Viel auswendig lernen. Heute spricht Moon-Suk fließend Deutsch, aber der größte Moment in ihrem Sprachkurs war, als diese strenge Lehrerin plötzlich zu weinen begann: Die Mauer sei gefallen. Als die Koreanerin davon erzählt, beginnt auch sie zu weinen, 24 Jahre später. „Die Geschichte meines Landes macht mich oft so traurig“, sagt sie, auch wenn sie den Korea-

krieg in den 50er-Jahren nicht miterlebt habe. Sie habe so viel geweint um ihr Land, sie müsse oft an ihre Familie in der Hauptstadt Seoul, ihre vier Geschwister denken. „Es schmerzt mich sehr.“

Dabei ist auch sie vorsichtig geworden, sich politisch zu äußern. Einmal vor rund zehn Jahren hat sie in einem Radio-Interview mit der BBC gesagt, dass sie sich auch Sorgen um die Koreaner im Norden mache. Kurz darauf erfuhr sie, dass der südkoreanische Geheimdienst sich für sie interessiere. Es passierte dann nichts, sie ist eine Künstlerin, die sich nur selten öffentlich über diesen komplizierten Konflikt äußert, trotzdem hat sie für manche Deutsche den Status einer Diplomatin, weil sie deutsche Opernarien mit koreanischen Schlagern verbinden kann. Zumindest künstlerisch hat sie schon manche Mauer eingerissen. Nur die Vereinigung ihres Landes, das würde sie sich noch wünschen, aber dieses Schicksal liege eben nicht nur in koreanischer Hand. Es sind Russland, China, Japan, die USA und die Vereinten Nationen, sie alle haben Interessen an dieser Grenze.

In dieser Woche aber ist ein weiterer Südkoreaner nach Berlin umgezogen, der diese internationalen Machtstrukturen gut kennt und sich trotzdem für eine Wiedervereinigung einsetzt. Es ist der ehemalige Außenminister Südkoreas, Yoon Young-kwan. Er ist einer von fünf koreanischen Gastprofessoren, der im kommenden Halbjahr an der Freien Universität in Dahlem forschen wollen. Sein Thema: Die Diplomatie Deutschlands zwischen 1989 und 1991 im Hinblick auf die aktuelle Lage in Korea. „Ich glaube noch immer daran“, sagt er, „dass es zu einer Einigung kommen kann“, sagt Yoon, „zumindest hoffe ich es.“ Er hat kein

Problem, sich offen zur politischen Lage zu äußern. Doch auch er sagt, dass er ein unsicheres Gefühl hatte, als er in das Flugzeug nach Berlin gestiegen ist. „Ich mache mir schon Sorgen, Kim Jong-un wirkt auf mich dreister und unberechenbarer als jemals zuvor.“

In Berlin hat Yoon sich unter anderem die Mauerreste genau angeschaut. Besonders diese runde Oberseite fasziniert ihn, die ein Besteigen verhindern sollte. „Ich habe lange darauf geblickt“, sagt er. „Wir haben an unserer Grenze Minenfelder und Stacheldraht, aber diese runde Oberseite hat mich sehr traurig gemacht.“ Er musste dann auch an den Moment denken, als er vom Mauerfall zuerst hörte. Er lebte damals gerade in den USA. „Ich dachte, wow, jetzt verändert sich die ganze Welt.“ Heute beneidet er Deutschland darum, dass diese Mauer inzwischen weg ist.

Er ist nicht der erste südkoreanische Wissenschaftler und Politiker, der sich mit diesem Vergleich Seoul/Berlin auseinandersetzt. Schon seit der Wiedervereinigung gibt es einen regen Austausch zwischen den beiden Städten. Egon Bahr beispielsweise, der SPD-Politiker, der damals den Wandel durch Annäherung prägte, ist in Südkorea weithin bekannt. Bahr hat das Land oft bereist und von seiner Ostpolitik dort berichten müssen. Auch Ex-Außenminister Yoon Young-kwan will ihn gern treffen während seiner Zeit in Berlin. Sein anderer Fokus ist die Wirtschaftsentwicklung Westdeutschlands, die letztlich erst die Wiedervereinigung möglich machte.

Doch einer der Hauptunterschiede zwischen beiden Ländern ist, dass es zwischen dem Süden und Norden in Korea so gut wie keinen Kontakt gibt. Keine Pakete, keine Briefe, keine Nachrichten. Yoons Schwiegermutter hat seit 60 Jahren nichts mehr von ihren sechs Geschwistern im Norden gehört. „Es ist eine Tragödie“, sagt er. „Es gibt viele Menschen wie sie, die deshalb noch eine starke Bindung an den Norden haben.“ Aber die Familienzusammenführungen sind ein kompliziertes Verfahren, an den der Norden oft Bedingungen knüpft, sagt Yoon.

Moon-Suk, die Berliner Künstlerin, hat den Wunsch, irgendwann einmal in Nordkorea auftreten zu können. Sie kennt das Land nur aus den Nachrichten und ist sich sicher, dass es dort viele Gemeinsamkeiten gibt. Doch sie – wie auch viele andere Südkoreaner – vertraut nicht immer allen Meldungen, die über Nordkorea in den Zeitungen stehen. „Ich zweifle an vielem, was ich lese“, sagt sie. „Ich bin mir nicht einmal sicher, ob diese aktuellen Meldungen wirklich alle stimmen.“ Auch damit ist sie nicht allein. In den südkoreanischen Gesprächskreisen in Berlin wird häufig besprochen, welchen Medien man noch vertrauen könne. „Es gibt so viel Propaganda“, ist ein Satz, den man häufig hört. Doch vor allem junge Südkoreaner in Berlin haben deshalb schon häufig resigniert. Sie beschäftigen sich lieber mit ihrem Studium, so wie sie es vom strengen südkoreanischen Bildungssystem her gewöhnt sind. Daneben bleibt kaum Zeit, sich auch politisch zu engagieren.

Gerade aber gab es in Berlin eine gute Gelegenheit, Vertreter beider Länder auf einmal kennen zu lernen. Auf der Internationalen Tourismusbörse (ITB), auf der Politik dezidiert keine Rolle spielen soll, waren beide Länder zu Gast. Unter der großen Überschrift: „Lass Dich Inspirieren“ stand dort ein zweistöckiger Pavillon mit vielen

Koreanischen Tänzern, die sich zu traditioneller Musik bewegten. Aber rund alle 15 Minuten gab es eine Unterbrechung und aus den Lautsprechern kam „Gangnam Style“, jener Pophit des Sängers Psy, der zum weltweit meistgeklickten Video aller Zeiten auf YouTube wurde. Zudem war im Pavillon ein Gerät aufgebaut, mit dem man Korea „erfühlen“ konnte – mit 3D-Brille und einem Tast-Gerät.

Bei so viel Hightech und Multimedia fällt der nordkoreanische Stand rund 60 Meter weiter nicht weiter auf. Dort sitzt Tourismusmanager Hong In Chol, der für Reisen zuständige Attaché aus Nordkorea. Er ist freundlich, wenn man ihn nach einer Reise fragt, und verteilt gern die Broschüre mit dem Titel „Best of Nordkorea – Faszinierend, Geheimnisvoll, Anders“. Eine Privatreise nach Peking und Pjöngjang gibt es schon ab rund 1200 Euro. Auch der Nordkoreanische Botschafter in Berlin, Ri Yong Bom, ist oft am Stand, unterhält sich mit Gästen. Nordkorea will Touristen, will offenbar auch Kontakt. Doch die rund 60 Meter zwischen den beiden Ständen sind unüberbrückbar für beide Seiten. Es kam in den fünf Tagen der ITB zu keinem Gespräch zwischen süd- und nordkoreanischen Tourismusmanagern.

Einer, der schon häufig nach Nordkorea gereist ist, ist der Berliner Wissenschaftler Holmer Brochlos. Schon als Student reiste er 1978 von Ost-Berlin nach Pjöngjang, um an der Kim-Il-Sung-Universität zu studieren, seit 2005 besucht er aller zwei Jahre das Land. Er ist Linguist, arbeitet vor allem als Übersetzer und Dolmetscher, Politik-Analysen überlässt er lieber Politik-Experten. Zuletzt war er vor zwei Jahren eingeladen, zum 65. Jahrestag der kommunistischen Partei. Wie viel sich von 2009 zu 2011 verändert hat in Nordkorea, das habe ihn schon überrascht. „Allein die Handy-Benutzung war massiv angestiegen“, sagt er. „Außerdem gab es mehr Ampelanlagen und am Nachmittag sogar einen Stau auf einer der Hauptstraßen.“

Holmer Brochlos liest hin und wieder Reiseberichte über Nordkorea, aber auch dann seien immer nur Dinge von außen beschrieben. „Die inneren Zusammenhänge kann man bei einer Reise in zwei Wochen nicht erfassen.“ Er fand aber die Offenheit der nordkoreanischen Wissenschaftler bemerkenswert. „Man hat gemerkt, dass sie schon gern internationale Beziehungen wollen“, sagt er. Aber wenn deutsche Studenten Koreanisch lernen wollen, könne man sie schwer nach Pjöngjang schicken, schon weil sich die Sprache inzwischen so sehr verändert habe. Das ist ein weiterer Unterschied zur Situation in Deutschland vor dem Mauerfall: Es gibt so viele Anglizismen in der südkoreanischen Sprache, Wendungen und selbst grammatische Veränderungen, dass viele Nordkoreaner ihre südlichen Verwandten nicht verstehen würden.

Die Koreanerin Moon-Suk wird in Seoul manchmal schon auf Englisch angesprochen, weil sie sich „europäisch“ bewege, ihre ganze Art habe sich verändert. Aber sie bleibe weiter hoffnungsvoll für die Zukunft ihres Landes. Sie sagt: „Es ist doch sowieso ein Wunder, dass dieses Land noch existiert.“ Nach so vielen Kriegen, so viel Konflikten. „Aber Koreaner sind zäh.“ Sie meint das offenbar für beide Seiten. Wegen der aktuellen Bedrohung telefonierte sie mit ihrem Bruder, der betreibt in Seoul ein Restaurant. „Er meinte, ich solle mir keine Sorgen machen“, sagt sie. „Aber wenn irgendetwas ist, hol ich ihn nach Berlin.“